

Peter-Bender-Veranstaltung am 08.10.2009

Peter Bender hat Journalismus einmal als Kellnerberuf bezeichnet. „Was in der Welt geschieht, wird Lesern, Hörern und Zuschauern möglichst genießbar serviert. Von der Seriosität und Qualität journalistischer Arbeit hängt ab, was die Menschen von den Vorgängen in ihrer Stadt, ihrem Land und dem Rest der Welt wissen. Von ihrem Wissen hängt ab, was sie beurteilen können und vom Urteilsvermögen der Staatsbürger hängt ab, ob eine Demokratie funktioniert.

Zu allen Zeiten hat es Journalisten gegeben, denen es nicht genug war, Medium zu sein... Sie möchten selbst ein Stück Verantwortung übernehmen und ihre Auffassung zur Geltung bringen. Sie bemühen sich um ein eigenes politisches, ökonomisches, geistiges Profil, das Interesse weckt und Gleichgesinnte anzieht.“

Soweit seine vorzügliche Definition, die eine Selbstbeschreibung war. Bei Peter Bender kam etwas Wesentliches dazu. Er war von Beruf Historiker und zwar Althistoriker, weil er die Geschichte der Griechen und Römer als den überschaubaren Abschnitt empfand, der gestattet, zeitlose Erkenntnisse vom Verhalten der Menschen, der Gesellschaften, der Staaten und ihren Interessen zu gewinnen. Als er mir nach dem Kriege diese Berufswahl erläuterte, war ein wenig Herablassung gegenüber Zeithistorikern zu spüren, die naturgemäß die Folgen ihrer Forschungen nur bedingt übersehen können. Er konnte nicht verhindern, dass er auch Zeithistoriker wurde. Das so genannte „Leben“ verlangte, dass er Geld verdienen musste und diese prosaische Notwendigkeit zwang ihn, Manuskripte zu Tagesereignissen zu schreiben für Redaktionen, vor allem Funkhäuser, die dafür Geld hatten.

Aber nun kommt der Glücksfall: Er wurde zwar Journalist, aber einer, der dem gelernten Beruf des Althistorikers treu blieb. Bei der Beurteilung von Tagesereignissen behielt er den Abstand gegenüber kurzfristigen Aufgeregtheiten. Er wurde nicht zum Gefangenen von Tagesaktualitäten, sondern unterwarf sie dem geübten Blick für größere Zusammenhänge und die dabei wirkenden Kräfte. Und so konnte er zu einem Dolmetscher für Entwicklungen werden, die der Zeitgeist nicht sah oder für utopisch, vielleicht sogar für gefährlich hielt.

Das Thema seines Lebens wurde Deutschland. Die unnatürliche Teilung, seit Mitte der 50er Jahre sogar militärisch in zwei gegeneinander gerichtete Bündnisse integriert, machte eine Wiedervereinigung auf unabsehbare Zeit unmöglich; also folgerte Bender, man müsse sich um das Mögliche bemühen, eine schrittweise Liberalisierung in der DDR, eine Annäherung an den Staat, eine Normalisierung des Unnormalen und weil man gegen die Kommunisten nicht weiterkomme, müsse man es eben mit ihnen versuchen. Sein Buch im Jahre 1964 trug den Titel „Offensive Entspannung“, machte ihn bekannt, brachte ihm viele Gegner und stempelten ihn zu einem journalistischen Herold von Willy Brandt. In Wahrheit handelte es sich um paralleles selbstständiges Denken. Es führte vier Jahre später zu seinem Buch „Zehn Gründe für die Anerkennung der DDR“. Das war während der ersten Großen Koalition, 1968 nicht nur der Nachweis seines logischen und unabhängigen Denkens, sondern eine Provokation, die sogar über das Ziel hinaus schoss, weil eine völkerrechtliche Anerkennung der DDR für Bonn nicht möglich war. Dennoch genoss ich den publizistischen Wirbel, den der Freund auslöste. Da hatte der Historiker den Journalisten überwältigt, der Sache nicht geschadet, die Politik nicht behindert und die Öffentlichkeit an bisher Udenkbares herangeführt.

Für Peter Bender war Deutschland immer mehr als die Summe seiner Teile. Der gelernte Historiker konnte die gelassene Sachlichkeit aufbringen, die Unterschiede und Gegensätze der beiden Staaten neben die Parallelen und Ähnlichkeiten zu stellen und eine ungeteilte Nachkriegsgeschichte in die Wiederkehr Deutschlands münden lassen. Auch die Musterknaben des Kalten Krieges blieben aufeinander fixiert und kamen bei allen juristischen und propagandistischen Verrenkungen, die zuweilen ans komische grenzten, nicht voneinander los. Sogar die Phase des Entfremdungsprozesses erzählt und analysiert Bender sachlich distanziert, ohne in die bis heute nicht überwundenen Klischees zwischen gut und böse oder schwarz und weiß zurückzufallen. Ich zitiere als Beispiel: „Die Westdeutschen entwickelten die Selbstsicherheit, die ein Staat ohne Zwang entstehen lässt. Die Ostdeutschen entwickelten die Fähigkeit, sich einem Zwangstaat zu entziehen. Die Westdeutschen lernten, sich durchzusetzen. Die Ostdeutschen lernten, sich anzupassen; die Westdeutschen waren in Gefahr, zu Ellenbogen-Menschen zu werden, die Ostdeutschen mussten aufpassen, dass sie sich nicht zu sehr verbogen...Die Einen mussten auffallen, um voranzukommen, die Anderen dürften nicht auffallen, wenn sie in ihrer Arbeit unbehelligt bleiben wollten. Vor den Einen wurde Initiative verlangt, von den Anderen Vorsicht vor jeder Abweichung von der Norm. Den Westdeutschen wurde die Ware aufgedrängt, die Ostdeutschen mussten ihr nachlaufen. Für die Einen war es eine Frage des Geldes, für die Anderen

die Frage, ob sie Einen kannten, der hatte, was sie brauchten. Sozialismus ohne Beziehung ist wie Kapitalismus ohne Geld“. Bender versuchte als Dolmetscher nach der Teilung gegenseitiges Verständnis für die neuen Schwierigkeiten und die Probleme zu vermitteln. Das Buch, wie aus einer Planwirtschaft mit der Regierung einer Partei eine pluralistische Demokratie zu machen ist, konnte er nicht schreiben. Das gibt es bis heute nicht. Sein Gefühl des Glücks, das wir hatten, teile ich. „Bundesrepublik und DDR konnten sich vereinigen, als es Deutschland noch gab und die Deutschen sich als Nation empfanden.“ Wer nach Korea blickt sieht, dass aus zwei Staaten auch zwei Nationen werden können. Für Deutschland ist das alles Vergangenheit, auch wenn sie nachwirkt.

Das zweite Thema seiner Vorliebe wurde Polen. Ein sehr großer Bogen reicht von dem Unauslöschlichen, das diesem Land im Namen Deutschlands zugefügt worden ist, bis zum dem Faktum, dass sein Botschafter hier spricht, was ich dankbar empfinde, aber eben schon nicht mehr als ein Wunder.

Peter Bender gewann als Korrespondent für die ARD zwischen 1973 und 1975 den Blick für die europäische Dimension des Nachbarn. Das wurde hilfreich für einen Abschnitt seines Lebens, in dem er sich wieder der Quelle seines Berufes zuwendet, nun aber gestützt auf die Zeit des Journalisten. Vier Jahrzehnte journalistischer Beobachtung und Erfahrung gestatten eine andere Sicht auf Alte Geschichte, als sie der studierende junge Mann haben konnte. Der musste erst noch lernen, dass die Menschen sich nicht verändern, um formulieren zu können, „dass die Probleme die sich im Umgang der Menschen miteinander stellen, sich auch im Abstand von Jahrtausenden nicht unterscheiden.“ Die Politik ist gleich geblieben, trotz Atomkraft, Computer-Vernetzung und der Entschlüsselung des Gens.

Unabhängig von Zeit, Raum und Verfassung lassen Römer und Amerikaner Ähnlichkeiten erkennen, die interessant genug waren, um im Laufe der Geschichte immer wieder untersucht und betrachtet zu werden. Das war überwiegend rückwärts gewandt. Der politiknahe Publizist Bender, gerade Zeuge einer erstaunlichen Implosion der Sowjetunion, konnte versuchen, seine Einsichten in die Mechanismen der Tagesaktualität mit dem Unvergänglichen der alten Geschichte zu kombinieren. Die Idee war wirklich eine Herausforderung, mit der Vertrautheit des Zeitgenossen die Antike zu analysieren und eine Orientierung für die Zukunft zu versuchen.

Sein Buch: „Weltmacht Amerika – das Neue Rom“ ist ein großer und mutiger Wurf geworden. Es ist nicht nur lehrreich, sondern macht Spaß. Aus eigenem Erleben empfehle ich den genussreichen Gewinn der wiederholten Lektüre. Weil in den letzten 2000 Jahren die Menschen in ihrer Grundstruktur, Wünschen, Leidenschaften und Ängsten, so ähnlich geblieben sind, hat sich auch ihre Politik kaum verändert. Weil das unbestreitbar ist, kann das Wagnis versucht werden, daraus Linien nach vorn zu entwickeln, sogar Prognosen. Natürlich waren dem Autor die Unberechenbarkeiten künftiger Abläufe bewusst. Aber die berechenbaren Motive und Interessen mussten virulent und erkennbar bleiben, wie auch immer die undurchsichtige Zukunft sich entwickeln würde.

Der Autor hat die Wahl Obamas nicht mehr erlebt. Die Veränderungen seither waren nicht voraussehbar. Gerade diese Veränderung mussten zu einem Test werden, ob und wieweit seine Analysen der Weltmacht tragen, unabhängig von Namen des Mannes an der Spitze. Ich werde darauf zurückkommen.

Peter Bender formuliert: „Ohne einen Sinn für Macht wird niemand Weltmacht. Von einer bestimmten Größe an gerät jeder Staat vor die Wahl, sich zu bescheiden oder noch größer zu werden. Seine Macht strahlt über ihn aus. Second to none, niemals der Zweite sein, blieb Grundsatz in Rom, wie in Amerika. Beide lernten bemerkenswert schnell, was sie sich als Großmacht schuldig waren. Sie durften nicht mehr allein ihren Interessen folgen, sondern hatten auf Glaubwürdigkeit ihrer Macht zu achten. Sie mussten auch dann handeln, wenn das Interesse gering und der Aufwand größer war als der Gewinn. Und allmählich wurde die Wahrung der Macht zu ihrem höchsten Interesse gleich nach Wahrung der Sicherheit. Dieser Handlungszwang ließ Römer und Amerikaner zu den ersten und dann einzigen Weltmächten ihrer Zeit werden... Einmal Großmacht, immer Großmacht. Die Sicherheitsaufgaben wuchsen, die Bittsteller wurden lästig, die Lasten strapazierten die Kräfte - aber Römer wie Amerikaner konnten und wollten nicht mehr zurück und wurden zu Gefangenen ihrer selbst, ihrer Größe und ihrer Macht.“

Soweit das Konzentrat dessen, was erforderlich ist um Weltmacht zu werden. Die Fortsetzung handelt davon, was geschieht, wenn man Weltmacht bleiben und die Macht sichern will. Bender gibt diesem Kapitel die Überschrift: „Neurotische Riesen“.

„Einzige Weltmacht zu sein ist ein Schwindel erregender Zustand: Von keinem anderen Staat gefährdet, allen Ländern der Welt überlegen, fast in jeder Beziehung

der Stärkere, von vielen gehasst, von vielen um Schutz angefleht, auch von Freunden weniger geliebt, als benutzt, aber Rechenschaft schuldig nur sich selbst. Die einzige Weltmacht zu sein, ist ein Charakterproblem ohne Beispiel: Vorsichtig, Einsicht und Rücksicht erscheinen kaum mehr nötig, denn selbst schwere Fehler erzeugen nur leichten Schaden. Höchste Verantwortung ist geboten, aber fast jede Willkür ist möglich. Was immer man tut, die Welt muss es hinnehmen; denn die Macht erlaubt nicht nur beinahe alles, die rechtfertigt es am Ende auch. Kein Regime, gleich welcher Art, erträgt diese Stellung ohne sich zu verändern. Auch keine Nation steht lange über allen Nationen, ohne Schaden zu nehmen.“

Es konnte gar nicht anders sein: Dem Autor musste die Diskrepanz auffallen zwischen der Selbstverständlichkeit, mit der Rom den Begriff der Macht gebrauchte, der Selbstverständlichkeit, mit der ein demokratisches Amerika sie nutzte und dem Kontrast, der Scheu vor dem Wort Macht in Deutschland.

Dieser Gegensatz erklärt sich durch die totale Niederlage nach dem totalen Krieg, in der traumatischen Wirkung auf das ganze Volk, nur mit den Verlusten und den Zerstörungen des 30jährigen Krieges vergleichbar. Die psychologische Dimension reichte tief; denn vor 300 Jahren trugen die Deutschen kaum Verantwortung für die europäische Katastrophe.

1945 hatten die Deutschen die Nase voll von allem, was auch nur in die Richtung von Gewicht oder Einfluss ging. Sie hätten die Umerziehung nicht gebraucht. Zur Wiederbewaffnung mussten sie gedrängt werden. Das von den Amerikanern gewünschte Grundgesetzverbot an Teilnahme oder sogar der Vorbereitung eines Angriffskrieges wurde ohne Diskussion angenommen und ohne Diskussion nach der Einheit in die Verfassung übernommen. Unsere Verbündeten wünschten sich zuweilen die Deutschen belliköser als sie mit ihrer Scheckbuchdiplomatie gern waren.

Dass die Macht bei den Siegern lag und ihren unkündbaren Rechten, sogar für ihre unmittelbarsten Interessen, der Überwindung ihrer Teilung, wurde so verinnerlicht, dass die meisten Deutschen bis heute glauben, wir hätten die Einheit am 3. Oktober 1990 gewonnen, während sie völkerrechtlich erst mit der Übertragung der Souveränität der Vier Mächte am 15. März 1991 begann. Wir hatten uns so daran gewöhnt, dass die großen Fragen von den Großen entschieden wurden, zu denen wir nicht mehr gehörten, dass viele sich fragten, als Bundeskanzler Schröder die Teilnahme am Irakkrieg ablehnte, ob er das überhaupt dürfe. Das Wort des früheren

Bundespräsidenten von Weizsäcker traf die Wirklichkeit, dass die Deutschen geschwankt haben zwischen der Machtversessenheit des Reiches und der Machtvergessenheit der alten Bundesrepublik.

Diese Sonderrolle Deutschlands resultiert aus der Tatsache, dass sie als einziges Volk in Europa geteilt gewesen sind. Kein anderes Land hat seine nationale Identität verloren. Das unvollständige Bewusstsein unserer Nachbarn dafür wurde hörbar als Bundeskanzler Schröder unsere Aufgabe formulierte, Deutschland müsse ein normaler Staat werden. Die Normalität Deutschlands erschreckte, obwohl sie doch die Bringschuld enthielt, das Europa nicht durch die deutsche Vergangenheit belastet werden darf, wenn es im gleichberechtigten Nebeneinander seiner Nationen seine Zukunft erstrebt. In unserer Verfassung ist die Verpflichtung formuliert, dem Frieden in der Welt zu dienen, was sogar die Pflicht enthält, in dem uns gesetzten Rahmen auch unsere Machtmittel für dieses Ziel einzusetzen.

Im Jahre 2005 hat mir der Freund einen Zettel mit Gruß ohne Kommentar geschickt. Es handelte sich um ein Abfallprodukt während der Arbeit an seinem Buch. Darauf stand: „Wir sollten aufhören, über so schwammige, unwirkliche Ziele zu reden, wie Menschenrechte, die Verbesserung des Lebensstandards und Demokratisierung“. Das ist ein Ausspruch von Georg F. Kennan, damals Leiter des Planungsstabes im State Department, vom 24. Februar 1948.

Prinzipien, Rechte, Freiheit vor Not und Furcht gehören zu dem, was Softpower genannt wird. Sie sind auf die Dauer stärker als die Hartpower, die mit militärischer Macht gleichgesetzt wird. Gerade die große Mehrzahl der schwachen Staaten müssen eine Welt erstreben, in der die Stärke des Rechts das Recht des Starken ersetzt. Aber niemand sollte sich der Illusion hingeben: Das Verhalten und Handeln der allermeisten Staaten auf unser Welt wird von dem Begriff der Macht bestimmt, ihrer Behauptung und Erweiterung. Dieser Faktor ist im deutschen Denken unterbelichtet. Seine richtige Einordnung für die Realität und Beurteilung der heutigen Welt ist unentbehrlich, zumal die Geschichte dafür gesorgt hat, dass von Deutschland keine Gefahr mehr ausgeht.

Wie es sich mit einer einzigen Weltmacht lebt, haben wir erfahren. In kluger Mäßigung erklärte Präsident Bush senior nach der Befreiung Kuwaits: „Problemlos hätte wir nach Bagdad marschieren können, aber was dann?... Die USA wären zu einer Besatzungsmacht in einem arabischen Land geworden. Die Weltmeinung hätte die USA in Grund und Boden verdammt“. Präsident Bush junior verkündete seine Mission:

„Gott hat Amerika die Macht gegeben, der Welt den Frieden zu bringen“. Er wehrte sich von Anfang an gegen alles, was Amerikas Macht beschränken konnte: Gegen Organisationen wie die UN und die NATO, die Rücksicht auf Partner verlangt; gegen Verträge, die Amerikas Rüstung begrenzen, gegen internationale Abkommen, die durch Umweltgebote Amerikas Industrie behindern; gegen einen Internationale Gerichtshof, der Verbrechen gegen die Menschenrechte und Kriegsverbrechen ahndet. Er drängte auf ein Raketensystem, um Amerika wieder unverwundbar zu machen; es könnte dann Andere schlagen, aber selbst nicht geschlagen werden. Er zog sich fast demonstrativ aus der Vermittlung zwischen Israelis und Palästinensern zurück, obwohl es ohne Amerika keine Aussicht auf Frieden dort gibt. Bender formuliert: „Alle Beteiligten können nur hoffen, dass es sich der Frage später wieder annimmt“. Bis zum heutigen Tage sind der Welt alle Themen erhalten geblieben.

In Amerika entwickelte sich eine Debatte, ob das Streben nach Unipolarität, das selbstverkündete Recht zum Präventivkrieg auf Verdacht gefährlich ist, das Gefühl der Allmacht seine Demokratie aushöhlen könnte. Die Gegenposition formulierte Robert Kagan: Eine anarchische Welt mit Terrorismus, Schurkenstaaten und Massenvernichtungswaffen verlange eine globale dominierende Kraft und die könne nur Amerika sein. Eine stabile und erfolgreiche Weltordnung sei nur vorstellbar, „in deren Zentrum die USA stehen“ und mit militärischer Macht gesichert wird, „besonders amerikanischer Macht“.

Der geschichtsbewusste Henry Kissinger erklärte: „Kein Reich hat die Strasse zur Autokratie vermieden, es sei denn, es hat wie das britische Weltreich die Macht abgegeben, bevor der Prozess einsetzen konnte“ und dann folgte seine Warnung: „Ein bewusstes Streben nach Hegemonie ist der sicherste Weg zur Zerstörung der Werte, die Amerika groß gemacht haben“. Zbigniew Brzezinski, ein anderer Amerikaner aus Europa hofft: Eine demokratische Gesellschaft lässt sich nicht so leicht für imperialistische Zwecke einspannen“.

Bender kommt zu dem Ergebnis: „Den Ausgang des Streits werden nicht die Argumente bestimmen, sondern die Tatsachen...“

Amerika spielt eine unentbehrliche Rolle für die Welt, aber kann nicht Herrscher der Welt sein. Im Gegenteil, es steht schon jetzt vor dem kaum lösbaren Problem, das den Römern erst in ihrer Spätzeit begegnete: Amerika muss sich um mehr kümmern, als es bewältigen kann. Amerika hat nur die erste Stufe der Weltmacht erreicht: „Es kann

gegen den Protest der halben Welt so ziemlich Alles machen, was es will; auch Großstaaten sind außerstande es zu hindern. Die zweite Stufe der Weltmacht, auf der Rom stand, bleibt für Amerika unerreichbar: Es kann nicht Alle zwingen zu tun, was es will. Ein Imperium wie das Römische mit Jahrhunderte langem Bestand können die Vereinigten Staaten nicht schaffen“.

Hier endete die Parallele der beiden Weltmächte, aber nicht die Geschichte. Obama hat zu der erwähnten unvollständigen Liste der Positionen seines Vorgängers konträre Standpunkte bezogen. Der neue Präsident hat erkannt, dass die militärischen, menschlichen und finanziellen Kräfte nicht mehr reichen, um „zu siegen“. Er hat die Grenzen seines Landes erkannt, zumal es seine lange unangefochtene finanzielle Vormachtsstellung verloren hat und offen ist, ob er die dafür nötige innenpolitische Unterstützung gewinnen kann, die eine Wiederholung der unkontrollierten Finanzblase ausschließt. Die Tatsachen bestimmen mit Härte das Ende des unipolaren Anspruchs und sind durch ein Bekenntnis zur Multipolarität abgelöst worden. Zur logischen Krönung wird die Vision, die Welt von Atomwaffen zu befreien, das inzwischen durch die UN geädelt wurde. Faktisch erleben wir den gigantischen Versuch Obamas, das Zeitalter der Konfrontation, das 1945 begonnen hat, durch ein Zeitalter der Zusammenarbeit abzulösen. Obama verfolgt damit ein Ziel von geschichtlicher Dimension, die Welt in eine neue Richtung zu lenken.

Aber niemand soll sich täuschen: Die Einsicht in die Grenzen der Macht bedeutet kein Verzicht auf Macht. Amerika bleibt das einzige Land mit der Fähigkeit, seine Flugzeugträger, Langstreckenbomber und Ferntransporter um den Erdball zu schicken. Seine militärische Überlegenheit wird mindestens in den nächsten 10 Jahren noch wachsen. Auf seine Militärstützpunkte und Geheimdienste, die in verbündeten Ländern fast so agieren, wie in besetzten, wird Amerika kaum verzichten. Wie das Prinzip der Zusammenarbeit in Afghanistan umgesetzt wird, ist nicht einzuschätzen. Der alte Wunsch an die Verbündeten nach stärkerem Burden sharing wird lauter eingebracht werden. Das Interesse, die Türkei in der EU zu sehen, besteht weiter. Was aus den Plänen wird, die NATO zu einem globalen Sicherheitsinstrument zu formen, bleibt spannend. Kurz: Auch in einem Zeitalter der Zusammenarbeit kann die stabilisierende Kraft Amerikas nicht entbehrt werden. Seine führende Rolle einer Supermacht, als Erster unter Gleichen hat schon jetzt durch Obama neuen Auftrieb gewonnen.

Wenn Peter Bender heute ein Nachwort schreiben könnte, müsste er seine Vergleiche zwischen dem machtbedingten Verhalten von Römern und Amerikanern nicht ändern. Sein Verdikt, dass Amerika nicht die 200 Jahre unangefochtener Dominanz Roms erreichen wird, würde er wiederholen. Das gilt erst recht für den Unterschied, der zugunsten der Amerikaner spricht.

Das letzte Kapitel seines Buches behandelt die eigenartigste Ähnlichkeit zwischen Römern und Amerikanern: Ihr Verhältnis zu den Griechen und zu den Europäern. Die Nähe der Römer zu den Griechen war ein Wahlverwandschaft, die Nähe der Amerikaner zu den Europäern war eine Blutverwandschaft. Durch das ganze 19. Jahrhundert blieben die Vereinigten Staaten von Europa abhängig auf den Gebieten von Kunst, Musik, Architektur, Malerei und Bildung. Ganze Schlösser ließen sie Stein für Stein über den Atlantik schleifen und originalgetreu wieder aufbauen. Wie die Römer massenhaft griechische Kunst raubten, kauften Amerikaner massenhaft europäische Kunst. Bis zum 2. Weltkrieg gingen Amerikaner nach Europa um alte Kultur und neueste Strömungen kennen zu lernen, nach dem 2. Weltkrieg wurden sie Herren halb Europas und schüttelten seither die Köpfe über die Uneinigkeit und Unfähigkeit von Völkerschaften dort, politische Form und Kraft zu entwickeln. Die Spannung zwischen Geist und Macht wirkte jedoch nach: Römer und Amerikaner im Bewusstsein ihrer Macht, Griechen und Europäer im Stolz auf ihre Kultur, jedenfalls im Gefühl, dem Anderen überlegen zu sein, jeder voller Ressentiment im Gefühl seiner Unterlegenheit. Die geistigen Väter, Griechen und Europäer waren politisch zu den Kindern geworden, die einzigen Kinder waren zu den Vätern geworden. Heute verliert Europa viele große Talente, weil Amerika in den meisten Wissenschaften führt, die meisten Nobelpreisträger hat, die großzügigsten Forschungseinrichtungen und europäische Künstlerkarrieren finden ihren Höhepunkt in New York.

Dazu kommt ein weiterer Faktor: „Ihre Sprache ist in der Wissenschaft Geschäftssprache. In der Wirtschaft weltweit die *lingua franca*. Mit der Sprache umkreisen amerikanische Filme, Fernsehserien, Songs den Erdkreis, begleitet von Jazz, Pop, Jeans, Cola und Hamburgern. Obwohl verärgert abgewehrt, weltweit häufiger begeistert aufgenommen als der wahre Ausdruck der Zeit. Mit den Erzeugnissen seiner Alltagskultur hat es jeden Winkel der Welt schon erreicht“. Das hat Rom nie geschafft. „Softpower ist eine stärkere Kraft, als Hardpower, Verführung erfolgreicher als Vergewaltigung“.

„Europa hat ein Problem der Amerikanisierung und kann seine Selbstbehauptung dennoch wenigstens ins Auge fassen. Von den politischen Gezeiten weitgehend unabhängig blieb die Verwandtschaft. Der schwülstige Ausdruck Wertegemeinschaft benennt eine Wahrheit. Amerikaner und Europäer trennt vieles, aber beide entstammen den selben kulturellen Wurzeln und leben in einer Zivilisation die sie mehr und tiefer miteinander verbindet, als mit jedem anderen Teil der Welt“.

Zuletzt gibt Peter Bender als Fazit seines Buches eine Analyse: „In einer künftigen Welt, in der andere Kulturen sich gegen den „Besten“ behaupten, stärken und vordringen, werden Amerikaner und Europäer genötigt sein, sich ihrer Verwandtschaft stärker bewusst zu sein und zusammen zu wirken“.

Es wäre schön, wenn aus diesem Befund eine Prognose wird.